



Sprachkreis Deutsch  
Bubenberg-Gesellschaft 3000 Bern

## Mitteilungen Nr. 3+4/2012



**Die Sprache ist äusseres Denken, das Denken innere Sprache. Antoine de Rivarol, 1753 – 1801**

**Schweizer Sprachberatung SSB hilft in Fragen der Rechtschreibung, der Grammatik, der Textgestaltung und des Stils.**

[www.schweizer-sprachberatung.ch](http://www.schweizer-sprachberatung.ch)

**Schweizer Orthographische Konferenz SOK für eine sprachrichtige und einheitliche deutsche Rechtschreibung.**

[www.sok.ch](http://www.sok.ch)

**Neu: Schweizer Anglizismen Sprachberatung**

[www.anglizismen-sprachberatung.ch](http://www.anglizismen-sprachberatung.ch), Auskunft unter [info@anglizismen-sprachberatung.ch](mailto:info@anglizismen-sprachberatung.ch)

## Seen- und Seelenlandschaften

Seen- und Seelenlandschaften, Huttwil: Schürch, 2012, ISBN 978-3-9523983-0-2

Nur wer die Heimat «kennt», kann sie «lieben». Kennen lernen kann man das Land vorzugsweise draussen, aber durchaus auch in und mit guten Büchern, am besten solchen, die Ideen für Entdeckungsreisen vermitteln.

Wer glaubt, er wisse um den einen oder anderen See im Kanton Bern, wird dann doch von Fritz von Guntens dreiundachtzig – hier liegt kein Verschieb vor – beschriebenen Wasserflächen überrascht.

Der historische und landeskundliche Horizont des Autors, seine anschauliche, menschenfreundliche Sprache, die wunderbaren Bilder machen das Werk zum ästhetischen Genuss, sei nun der Geistsee das Ziel der virtuellen oder physischen Exkursion oder der Totensee, das Muggen- oder das Häxeseeli.

Bedenkenswerte Überlegungen zum Wasser und seinem Wert runden eine gediegene Arbeit ab, in der es auch an Überraschungen nicht fehlt, vom Goldenen Kalb bis zur Schwarzen Spinne.

*Jürg Stüssi-Lauterburg*

*Quelle: Schweizerzeit Nr. 19/2012*

### Der Autor

Fritz von Gunten (1948) ist selbständiger Berater für Öffentlichkeitsarbeit in der Kulturmühle Lützelflüh. Er engagiert sich seit über 30 Jahren für wirtschaftliche, touristische und kulturelle Belange der Region Emmental und des Kantons Bern.



<b>Seen- und Seelenlandschaften</b>	2
<b>Die Brüder Grimm</b>	4
Peter Wyss	
<b>Bärndütsch – Dialäkt – for you</b>	19
<b>Zauberwelt der deutschen Sprache</b>	20
<b>Adventsgedicht</b>	21
<b>Die SSB stellt sich vor</b>	22
<i>Schweizerische Sprachberatung</i>	
<b>Netzdienste SKD</b>	27
<b>Kritik oder Verriss?</b>	28
<i>Alfred Reber</i>	
<b>Die Mundart auf dem Rückzug?!</b>	33

### Impressum

Herausgeber Verein Sprachkreis Deutsch SKD  
CH-3000 Bern (ist kein Postfach)

Tel./Fax 032 331 01 19

E-Post [info@sprachkreis-deutsch.ch](mailto:info@sprachkreis-deutsch.ch)

Auflage 400 Ex.

Druck Schenker Druck AG, Bern

Kostenlose Exemplare der SKD-Mitteilungen sind beim SKD, CH-3000 Bern, erhältlich.



### Liebe Leserin, lieber Leser

Letzhin bot sich mir Gelegenheit, über Sprachpflege nachzudenken. **Tut etwas für die deutsche Sprache** hat unsere Donatorin aus der Zeit der Bubenberg-Gesellschaft Bern (ab 1999 SKD) die Aufgabe umschrieben – Unsere Dialekte und schweizerisches Hochdeutsch sind gemeint, nicht was *«Mediensprechen-*

*de»* ihren *«Kolleginnen und Kollegen»* aus dem Norden nachpapageien.

Damit gelangen wir zu den *«Baustellen»* Wortwahl, Aussprache, Gender- und Modedeutsch. Nicht genug: Ein Regionalpolitiker verbreitete kürzlich ein Schreiben, das Kenntnisse der deutschen Rechtschreibung, des Satzbaus, der Wortwahl, Interpunktion und Grammatik Lügen strafte.

Wer macht keine Fehler? Auch der SKD nicht. Lesen Sie kritisch diese Mitteilungen, geschrieben aus Liebe zur deutschen Sprache.

Anglizismen sind kein gutes Deutsch, auch nicht Neudeutsch genannt. Deshalb unterstützt der SKD den Anglizismenindex im IFB Verlag Deutsche

Sprache GmbH. Der schweizerische Standpunkt ist *«Willkommen»*.

Sprachpflege ist nicht einseitig. Im Abschnitt NETZDIENSTE erfahren Sie, wie Sie an alle kostenlosen Dienstleistungen des SKD gelangen:

- Sprachberatung SSB
- Rechtschreibung SOK
- Anglizismenberatung

### Sprachpflege? — Jetzt sind Sie dran!

Wie verändern Sie die kursiven Stellen?

Freundlich grüsst

*P. Zbinden*  
Peter Zbinden

Die Mitteilungen Nr. 1+2 / 2013 erscheinen im Frühsommer 2013

Dieser Ausgabe liegen Einzahlungsscheine SKD bei. (Mitglieder D-K-S sind beitragsfrei).

Abo SKD einzeln 40.–, Paar 60.–, Institution 100.– / Spenden nach Gutdünken

Die Bücher sind im Buchhandel erhältlich.

Mitgliederversammlung 2013

(statutarische Geschäfte) am 22. März im «Schützen» Lyss, 17.00–18.00 Uhr

## DIE BRÜDER GRIMM

**JACOB 1785 –1863 / WILHELM 1786 –1859 und ihre Sammlung der Kinder - und Hausmärchen.**

PETER WYSS

Zunächst zwei Vorbemerkungen:

a. Der erste Band der Grimmschen «Kinder- und Hausmärchen» erschien 1812, der zweite 1815. 1819 war eine zweite Auflage nötig. Sie war erweitert und die Anmerkungen wurden in einem dritten Band zusammengefasst. Ich benütze die siebte Auflage aus dem Jahr 1857, die letzte, die noch Wilhelm Grimm, zwei Jahre vor seinem Tod, betreut hat.

### **b. Ich habe meine Darstellung so eingeteilt:**

#### I. VOM WESEN DES MÄRCHENS.

II. DIE BRÜDER. Dieser Abschnitt hat vier Unterabschnitte:

1. Der Raum der Heimat. Wo lebten sie?
2. Der Raum der Zeit. In was für einer Zeit lebten sie?
3. Der Raum der Familie. Woher kamen sie und wie ist ihr Lebensgang?

4. Der Raum der Wissenschaft. Wie wirkten sie als Begründer der Wissenschaft von Geschichte und Wesen der deutschen Sprache?

#### I. VOM WESEN DES MÄRCHENS.

Was können wir zu Beginn meiner Darlegungen Besseres tun, als miteinander auf ein Märchen zu hören, um dem Wesen des Märchens auf die Spur zu kommen? Das Märchen heisst: «Der Fuchs und die Gänse»:

*Der Fuchs kam einmal auf eine Wiese, wo eine Herde schöner fatter Gänse sass; da lachte er und sprach: «Ich komme ja wie gerufen, ihr sitzt hübsch beisammen, so kann ich eine nach der andern auffressen.» Die Gänse gackerten vor Schrecken, sprangen auf, fingen an zu jammern und kläglich um ihr Leben zu bitten. Der Fuchs aber wollte auf nichts hören und sprach: «Da ist keine Gnade, ihr müsst sterben.» Endlich nahm sich eine das Herz und sagte: «Sollen wir armen Gänse doch einmal unser jung frisch Leben lassen, so erzeige uns die einzige Gnade und erlaub uns noch ein Gebet, damit wir nicht in unseren Sünden sterben: hernach wollen wir uns auch in eine Reihe stellen, damit du dir immer die fetteste aussuchen kannst.» – «Ja», sagte der Fuchs, «das ist billig und ist eine fromme Bitte: betet, ich will solange warten.» Also fing die erste ein recht langes Gebet an,*

*immer «ga! ga!», und weil sie gar nicht aufhören wollte, wartete die zweite nicht, bis die Reihe an sie kam, sondern fing auch an «ga! ga!» Die dritte und vierte folgte ihr, und bald gackerten sie alle zusammen. (Und wenn sie ausgebetet haben, soll das Märchen weiter erzählt werden, sie beten aber alleweile noch immerfort.)*

Mit dem Fuchs und mit der Märchenerzählerin, von der die Brüder Grimm dieses seltsame Märchen hörten, müssen auch wir warten, bis die Gänse ausgebetet haben. Erst dann kann das Märchen weiter erzählt werden. Aber die Gänse beten «alleweile noch immer fort». So bleibt alles offen. Diese **Offenheit**, in der das Mögliche und das Unmöglichste möglich werden können, gehört zum Wesen des Märchens. Es ist nicht gesagt, dass der Fuchs dann die Gänse fressen kann, wenn das Beten aufhört. Es kann etwas ganz Unerwartetes geschehen.

Diese Offenheit lebt auch da, wo ein Märchen fest gefügt kaum Lücken aufweist wie beispielsweise das Märchen «Hänsel und Gretel». Auch wenn das genau erzählt wird, bleibt doch alles offen. Nicht nur Kinder die beim Erzählen zuhören, fragen ständig weiter und weiter: «Und dann? Und dann?», auch Erwachsene, die das Märchen lesen, bleiben beim Fragen. Das Märchen ist eine andere Welt als die, die

wir erleben. Das Definitive, das unsere Welt und unser Leben so sehr bestimmt, ist ihm fern. Überraschend sind in ihm immer wieder die Öffnungen im scheinbar endgültig Verschlussenen, Beschlossenen und Verhängten. Die Welt des Märchens ist eine offene Welt.

Das **Endgültige** fehlt nicht in der Märchenwelt. Es ist die Sehnsucht nach Freiheit, nach Erlösung, nach Gerechtigkeit, nach Liebe, nach Auflösung des Bösen in all seinen Gestalten. Diese Sehnsucht scheint auch im Fuchs gegenwärtig zu sein, der sonst immer nur als böse dargestellt wird. Er begründet sein Vorhaben, die Gänse zu fressen, mit dem Satz: «Da ist keine Gnade, ihr müsst sterben.» Es ist, wie wenn er selbst einem gnadenlosen Geschick unterworfen wäre: Er muss die Gänse fressen, ob er will oder nicht. Aber in der Erlaubnis zum Beten steckt dann etwas von der Sehnsucht, aus der ihm verordneten gnadenlosen Fresswelt hinaus zu kommen. Darum antwortet er der bittenden Gans erstaunlicherweise: «Ja, das ist billig und ist eine fromme Bitte: betet, ich will solange warten.»

Lächeln müssen wir gewiss über den Schluss, mit dem die Erzählerin von «Hänsel und Gretel» damals die Brüder Grimm und heute uns entlässt, nämlich mit **Humor**. «Mein Märchen ist aus, dort läuft eine Maus, wer sie fängt, darf sich eine

grosse, grosse Pelzkappe daraus machen.» Humor gehört in mancherlei Gestalt zum Märchen. Wir sind ihm ja schon begegnet im «Ga! Ga!»-Beten der Gänse in einer höchst dramatischen Situation. Recht verstanden, ist der Humor im Märchen ein Humor aus Liebe zum Leben.

Damit nennen wir ein viertes wichtigstes Element des Märchens: In ihm kommt die **Ganzheit des Lebens** zum Vorschein und zur Geltung. Das Leben im Märchen ist ganzheitlich. Es gibt keinen Unterschied zwischen Menschenleben und Tierleben oder Pflanzenleben. Alles gehört zusammen: Menschen, Tiere, Blumen, Sträucher, Bäume, Stein und Felsen, Sonne, Mond und Sterne, Tag und Nacht, Jugend, Alter und auch Schuld und Vergebung, Leid und Trost. Ich rede von der Ganzheit des Lebens, vom Lebensganzen. Weil das die entscheidende Wirklichkeit ist, kann der Fuchs lachen und reden und die Gänse ebenfalls, und diese können sogar beten, haben also einen Zugang zum Hintergrund des Lebensganzen. Dieser ist persönlicher Art. Beten ist ja nur sinnvoll, wenn einer zuhört. Aber auch Sonne, Mond und Sterne, Hasen und Hirsche, Rosen und Rüben, Boden und Berg können reden und wir mit ihnen. Lassen wir uns das gerade von den Märchen gesagt sein, dann wird auch unsere besondere Verantwortung im Lebensganzen deutlich. Das Lebensganze ist eine DU-Welt und nicht eine unpersönliche

kalte ES-Welt. Nicht das Jammern und Gott Anklagen über das Böse, über Nöte und Leiden in dieser Welt ist unser Auftrag, sondern das vertrauende Dabeisein im Lebensganzen und das umfassende Helfen im Lebensganzen.

An dieser Stelle hören wir nochmals ein Märchen, weil noch etwas zu sagen ist über den Gebrauch des Märchens. Es trägt den Titel: «Die Sterntaler»:

*Es war einmal ein kleines Mädchen, dem war Vater und Mutter gestorben, und es war so arm, dass es kein Kämmerchen mehr hatte, darin zu wohnen, und kein Bettchen mehr, darin zu schlafen, und endlich gar nichts mehr als die Kleider auf dem Leib und ein Stückchen Brot in der Hand, das ihm ein mitleidiges Herz geschenkt hatte. Es war aber gut und fromm. Und weil es so von aller Welt verlassen war, ging es im Vertrauen auf den lieben Gott hinaus ins Feld. Da begegnete ihm ein armer Mann, der sprach: «Ach, gib mir etwas zu essen, ich bin so hungrig.» Da reichte es ihm das ganze Stückchen Brot und sagte: «Gott segne dir's», und ging weiter. Da kam ein Kind, das jammerte und sprach: «Es friert mich so an meinem Kopfe, schenk mir etwas, womit ich ihn bedecken kann.» Da tat es seine Mütze ab und gab sie ihm. Und als es noch eine Weile gegangen war, kam wieder ein Kind und hatte kein Leibchen an und fror: da gab es ihm seins; und noch weiter, da bat eins um ein Röcklein, das gab*

*es auch von sich hin. Endlich gelangte es in einen Wald, und es war schon dunkel geworden; da kam noch eins und bat um ein Hemdlein, und das fromme Mädchen dachte: Es ist dunkle Nacht, da sieht dich niemand, du kannst wohl dein Hemd weggeben, und zog das Hemd ab und gab es auch noch hin. Und wie es so stand und gar nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel und waren lauter harte blanke Taler: und ob es gleich sein Hemdlein weggegeben, so hatte es ein neues an, und das war vom allerfeinsten Linnen. Da sammelte es sich die Taler hinein und war reich für sein Lebtag.*

So das Märchen von den Sterntalern. Hat man es gehört oder gelesen, ist man versucht zu sagen: Die Moral von der Geschichte ist: Selbstlosigkeit, Freigebigkeit lohnt sich, das Gegenteil nicht. Nun ist es gewiss so, dass in den Märchen Weisungen für das Leben vorhanden sind. Macht man die Märchen aber zu moralinsauen Geschichten, verlieren sie ihre wunderbare Poesie. Das gilt auch für die psychologische Behandlung der Märchen (Sigmund Freud, Carl Gustav Jung), der wir viel zu verdanken haben, die aber, wenn sie ausschliesslich wird, ebenfalls das Wunder des Märchens zerstört. Kindern, denen man das Märchen von den Sterntalern erzählt, muss man zu guter Letzt nicht noch moralische Lehren aufzischen. Ihnen fallen heimlicherweise die Sterntaler zu.

## II. DIE BRÜDER.

Wir durchschreiten vier Lebensräume, in denen die Brüder Grimm wohnten, lebten und wirkten.

### 1. Der Raum der Heimat.

Das westliche Deutschland wird seitlich von zwei Strömen begrenzt. Im Westen ist es der Rhein, der aus der Schweiz kommend bei Basel nach Deutschland zieht, Köln durchfließt, in die Niederlande geht und bei Rotterdam in die Nordsee mündet. – Im Osten ist es die Elbe. Sie kommt aus der Tschechoslowakei, fließt dann in Deutschland durch Dresden, durch Hamburg und mündet bei Cuxhaven in die Nordsee. Zwischen diesen mächtigen Strömen fließt die etwas bescheidenere Weser ebenfalls von Süden nach Norden durch das Weserbergland nach Bremen und endet bei Bremerhaven ebenfalls in die Nordsee. Sie entsteht durch den Zusammenfluss von Werra und Fulda in der Nähe von Kassel. Kassel wurde und war Zentrum für die Familie Grimm, die zunächst in Hanau und Steinau, ebenfalls im Weserbergland, heimisch war. Das Weserbergland gehörte zur Landgrafschaft Hessen-Kassel. Mit seinen sanften Hügelzügen, vielen Wäldern, reichen Quellen und Bächen, ist es in mancher Hinsicht unserem Emmental ähnlich. Eine Volkskultur war damals noch

voller Leben, sie äusserte sich in religiösen, jahrzeitlichen, Bräuchen und fröhlichen Festen, aber auch in einem reichen Sagen- und Märchenerzählen, das noch keine schriftlichen Fassungen kannte und brauchte. Das Wesen dieses Landstriches und seiner Bevölkerung hatten bestimmenden Einfluss auf das Werden der Brüder Grimm. Dass sie nach abgeschlossenem Rechtsstudium nicht bei der Jurisprudenz blieben, sondern forschend den frühen Zeugnissen deutscher Sprache, zu denen die Märchen gehörten, nachgingen, hat damit zu tun. Das Weserbergland war und blieb ihre geliebte Heimat, auch als sie das letzte Viertel ihres Lebens in Berlin zubrachten.

## 2. Der Raum der Zeit.

Die Brüder waren noch minderjährig, als die französische Revolution im Jahr 1789 ausbrach. Die der Revolution folgenden Wirren hatten Einfluss auf das deutschsprachige Land, welches es als geschlossenes Staatswesen noch gar nicht gab. Bald aber trat Napoleon (1769 – 1821) auf, weitete als Konsul und selbsternannter Kaiser ordnend und fordernd seine Macht aus. Er griff in die deutschen Verhältnisse ein, fügte beispielsweise die Landgrafschaft Hessen-Kassel zum von ihm geschaffenen Königreich Westfalen (1807), das er seinem jüngsten Bruder Jérôme übergab. Bei ihm diente Jakob als

Bibliothekar, weil er für die Familie verdienen musste. Früh waren die Eltern gestorben: der Vater 1796, die Mutter 1808. Jakob wurde in jungen Jahren zum Familienvorstand. Aus dem gleichen Grunde wurde Wilhelm nach dem schnellen Ende des Königreichs Westfalen (1813) Bibliothekssekretär beim heimgekehrten Kurfürsten. Bei ihm trat dann auch Jacob als Bibliothekar in den Dienst.

Nach den Siegen über Österreich und Preussen gründete Napoleon den Rheinbund aus seinen süd- und westdeutschen Vasallen. Das «Heilige Römische Reich Deutscher Nation», das mehr eine Idee als eine Wirklichkeit war, hatte ein Ende. Mit der Zahl 1789, die den Beginn der französischen Revolution anzeigt, kann man auch die Zahl der territorialen Herrschaften beziffern, in die Deutschland aufgesplittert war. Die Regenten dieser oft kleinen Grafschaften und Fürstentümer regierten gern in rücksichtsloser, absoluter Art, die nun in Frankreich an ein Ende gekommen war, was sie als Gefährdung ihrer Herrschaft empfanden. Das bekamen die Brüder Grimm schmerzlich zu spüren, in denen wie in vielen zunehmend ein freiheitlich demokratischer Geist lebte. Die Brüder verliessen die Dienste des Kurfürsten, da sie ungerechterweise bei einer Beförderung nicht berücksichtigt worden waren. Durch regelmässige Veröffentlichungen waren sie aber nun weithin bekannt geworden. Das



führte dazu, dass beide im Jahre 1829 an die aufstrebende Universität Göttingen berufen wurden. Göttingen gehörte zum Königreich Hannover. Die Antrittsvorlesung von Jakob handelte nicht von ungefähr «De desiderio patriae», das heisst: von der sehnsüchtigen Liebe nach der Heimat. Heimat war für ihn das Weserbergland.

Nach nur sieben Jahren gesegneter Tätigkeit verloren sie Amt und Aufenthaltsrecht in Göttingen. Was war geschehen? Der neu angetretene König Ernst August II. von Hannover hatte kurzerhand das 1830 erkämpfte Staatsgrundgesetz mit seinem demokratischen Grundzug aufgehoben (1837). Die Brüder Grimm zusammen mit fünf weiteren Professoren protestierten gegen diesen Verfassungsbruch. Sie standen mutig zum Eid, den sie auf diese Verfassung geleistet hatten. Die sogenannten «Göttinger-Sieben» wurden fristlos aus ihren Ämtern entlassen. Die Brüder waren brotlos geworden. Sie zogen zu ihrem Bruder Ludwig nach Kassel. Wir werden hören, wie die Brüder dieser bitteren Notzeit Gutes abgewinnen konnten.

1848: Die Februarrevolution in Frankreich führt zur Märzrevolution in Deutschland. Jakob und Wilhelm nehmen am Vorparlament in Frankfurt/M. teil. Jakob wird Abgeordneter der Nationalversammlung in der Pauluskirche. Man erinnerte sich an die Tapferkeit der «Göttinger Sieben».

### 3. Der Raum der Familie.

Jacob Grimm wurde 1785, Wilhelm 1786 in Hanau geboren, wo ihr Urgrossvater als Pfarrer und Inspektor der reformierten Gemeinden der Grafschaft gedient hatte. Als ich mich mit ihrem Wesen und Weg beschäftigte, kamen mir immer wieder Worte aus dem 133. Psalm in den Sinn. Luther hat sie so übersetzt: «Siehe, wie fein und lieblich ist's, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen ...» Genau das haben die beiden Brüder Jacob und Wilhelm bewusst praktiziert, ein Leben lang und unter nicht immer leichten Verhältnissen. Trotz verschiedenen Begabungen hielten sie in Freude und Leid zusammen und wurden so zur tragenden Mitte für die Familie. Jacob hatte die Gabe scharfen Denkens und Liebe zu der ihm anvertrauten Sache erhalten. Wilhelm war eher poetischer Natur, ohne dass er das Denken vernachlässigte. Er war ausgestattet mit einem überaus feinen Sprachempfinden.

Ihr Vater, Philipp Wilhelm Grimm, hatte die Rechte studiert und wurde dann zum Amtmann nach Steinau berufen. In Steinau hatte der Grossvater der Brüder ein Leben lang als Pfarrer treu gewirkt. Philipp Wilhelm Grimm heiratete 1783 Dorothea Zimmer, Tochter eines Kasseler Kanzleirats. In ihrer bloss 13 Jahre währenden Ehe hat sie 9 Kinder auf die Welt gebracht. Aufgewachsen sind 6 von ihnen: Jakob und Wilhelm, die

jüngeren Brüder Carl Friedrich, Ferdinand Philipp und Ludwig Emil, schliesslich Charlotte Amalie, die von den Brüdern herzlich geliebte und auch geneckte «Lotte». Steinau im Weserbergland wurde zur eigentlichen Heimat für die rasch wachsende Familie.

Über ihre Erziehung berichtet Jacob: «Wir Geschwister wurden alle, ohne dass viel davon die Rede war, aber durch Tat und Beispiel streng reformiert erzogen», also im Geist des Reformators Johannes Calvin. Hessen-Kassel war seiner Lehre zugetan und ihre Anhänger wurden durch einwandernde Hugenotten noch vermehrt. Strenger Bibelglauben, Pflichterfüllung, Sittlichkeit und Recht waren geltende Werte, die den Kindern eingeprägt wurden. Noch in Hanau erhielten Jacob und Wilhelm als Vier- und Fünfjährige ersten Unterricht bei der ältesten, kinderlosen Schwester des Vaters. Diese von ihnen geliebte Tante Schlemmer lehrte sie lesen und schreiben. In Steinau war es dann der alte Stadtpræceptor Zinckhan, der sie unterrichtete. Dieser Despot war bei Verstocktheit rasch bereit, mit Stock und Lederpeitsche nachzuhelfen. Die Brüder wurden davon kaum betroffen, aber sein primitiver Lateinunterricht langweilte die begabten Brüder bald. Bei einem Privatlehrer lernten sie Französisch.

Dann trat ein Ereignis ein, das alle, besonders aber die elf- und zehnjährigen Jacob und Wilhelm früh auf eine entscheidende

Probe stellte: Der Vater starb erst 45 jählig und hinterliess seine Frau mit 6 Kindern. Ein genügendes Vermögen war nicht vorhanden. Der elfjährige Jacob hat als ältestes der Kinder bewusst Verantwortung übernommen und von seinen Geschwistern verlangt, dass sie das anerkannten. Das ist so geblieben bis an sein Lebensende. Er blieb ledig. Wilhelm verheiratete sich 1825 mit Henriette Dorothea Wild aus der Sonnen-Apotheke in Kassel und blieb mit der werden den Familie wie selbstverständlich in der Familie Grimm, so übrigens auch der jüngste der Brüder, Ludwig Emil, der die bildnerische Begabung, die in allen Grimms steckte, ausbilden liess und pflegte und Professor an der Kunstakademie Kassel wurde. Ihm verdanken wir ein umfangreiches Werk von Zeichnungen und Radierungen, die selbst Goethe rühmend anerkannte. Von ihm stammen auch lesenswerte Lebenserinnerungen.

Es gelang Mutter Grimm nach dem Tode ihres Mannes, Jakob und Wilhelm nach Kassel auf das Gymnasium zu schicken. Das gelang vor allem dank Hilfe in Wort und Tat durch ihre ältere Schwester, Henriette Zimmer, die in Kassel als erste Kammerfrau am landgräflichen Hof diente. Sie besorgte für die Brüder ein Logis beim Koch des Landgrafen. Jacob schrieb später über die damalige Zeit fern von der fürsorglichen und tatkräftigen Mutter: «So nahmen uns denn in den langsam schleichenden

Schuljahren ein Bett auf und ein Stübchen, da sassen wir an einem und demselben Tisch arbeitend.» Die Lehrer aber bestätigten den Brüdern «vorzügliche Fähigkeiten und übergrossen Fleiss». Ins Abgangszeugnis für Wilhelm schrieb der Rektor vorausahnend gar: Er hoffe, er werde sich auf die Wissenschaften verlegen, um «einst unter den Gelehrten mit Ruhm einen Platz» zu behaupten. Nach dem Gymnasium studierten die Brüder an der Universität Marburg die Rechte wie einst der Vater. Aber beide hatte bereits das Interesse an den alten Zeugnissen der deutschen Sprache so ergriffen, dass ein Leben im Dienste des Staats- und Privatrechtes kaum mehr in Frage kam. Hinzu kam, dass Jacob vom jungen von ihm verehrten Professor Friedrich Karl von Savigny gebeten wurde, mit ihm nach Paris zu gehen, um in den dortigen Bibliotheken alte Rechtszeugnisse zu suchen und zu erforschen. Savigny wurde zum Gründer der historischen Rechtsschule. Er war damit auf einer ähnlichen Fährte wie Jakob, der in Paris die Gelegenheit nutzte, um nach alten deutschen Gedichten und Erzählungen zu suchen. Dazu hatte ihn Wilhelm in einem Brief ermuntert.

Das gehörte auch in den Zusammenhang der Familie, dass Wilhelm lebenslang ein kränklicher Mann war. Immerhin konnte er das Amt des Bibliothekssekretärs des nach dem Sturz Napoleons zurückgekehrten Kurfürsten annehmen.

Jacob wurde Bibliothekar. Er vor allem musste das nötige Einkommen für die Familie beschaffen. Als Legationssekretär kam er wieder nach Paris zu den Friedensverhandlungen und dann nach Wien an den Kongress (Sept. 1814 – Juni 1815), der eine Neuordnung Europas in die Wege leitete, aber leider den aufwachenden Geist nationaler, freiheitlicher, demokratischer Gesinnung zurückdrängte, ihn aber nicht auslöschen konnte. – Wie eingeschränkt man oft leben musste, zeigt ein Brief von Wilhelm aus dem Jahr 1812: «Wir fünf Menschen essen nur drei Portionen und nur einmal. Ich hebe mir gewöhnlich noch etwas zum Frühstück auf, weil ich bis fünf Uhr zu warten, ohne etwas zu essen, nicht vertragen kann. Der Jacob isst bis dahin nur zum Frühstück, wo jeder nur eine einzige Tasse Kaffee trinkt, weiter nichts als ein Milchbrot. Den Tee am Abend haben wir uns auch abgeschafft, weil der Zucker allzu teuer ist.»

Im Jahr 1808 starb in ihrem 53. Altersjahr die tapfere Mutter, nachdem sie noch mit wachem Interesse das Werden der Märchensammlung erlebt hatte. Jacob und Wilhelm hatten die Zwanzigerjahre erreicht und waren für die Familie nun voll verantwortlich. Lotte aber hatte das Amt der Hausmutter zu übernehmen. Sie hat es während 14 Jahren mit Hingabe und Freude ausgeübt. Sie heiratete dann 1822 Ludwig Hassenpflug, der Staatsminister wurde und trotz seiner antiliberalen Haltung Platz in der Familie Grimm mit ihrem

fortschrittlichen Denken fand. Lotte wurde Ahnfrau einer noch heute blühenden Familie.

Haltekraft in der Familie Grimm brauchten vor allem die jüngeren Brüder Carl Friedrich und Ferdinand Philipp. Carl wurde Kaufmann, war erfolglos und wurde immer griesgrämiger, hat aber als freiwilliger Jäger zu Pferd an den Freiheitskriegen des werdenden Deutschland teilgenommen. Der begabte Ferdinand hatte keinen festen Halt und führte lange ein entsprechendes Leben. Er wurde schliesslich Korrektor in einem Verlag. Den fleissigen und erfolgreichen Brüdern Jacob und Wilhelm machte er es für ihr Einstehen zu seinen Gunsten nicht immer leicht. Aber diesen Brüdern fehlte trotz ihrem andern Wesen nie der Rückhalt in der Familie. In der Notzeit nach der Verbannung von Jacob und Wilhelm aus Göttingen war für sie ein guter, gebildeter Freundeskreis eine grosse Hilfe. Die Dichterin Bettina von Achim-Brentano, die Freundin Goethes, hatte sich in Berlin mit Erfolg um eine Berufung der Brüder an die dortige Universität bemüht. 1840 kam der Ruf an sie. In Berlin verbrachten sie hoch geachtet und immer fleissig das letzte Viertel ihres Lebens. Wilhelm starb 1859, Jacob 1863.

Bevor wir in den Raum der Wissenschaft eintreten, hören wir ein Märchen. Es ist das bekannte Märchen «Die Bremer

Stadtmusikanten». Es kann uns als Zusammenfassung des bisher Dargelegten dienen:

*Es hatte ein Mann einen Esel, der schon lange Jahre die Säcke unverdrossen zur Mühle getragen hatte, dessen Kräfte aber nun zu Ende gingen, sodass er zur Arbeit immer untauglicher wurde. Da dachte der Herr daran, ihn aus dem Futter zu schaffen; aber der Esel merkte, dass kein guter Wind wehte, lief fort und machte sich auf den Weg nach Bremen: dort, meinte er, könnte er ja Stadt-Musikant werden. Als er ein Weilchen fortgegangen war, fand er einen Jagdhund auf dem Wege liegen, der jappte wie einer, der sich müde gelaufen hat. «Nun, was jappst du so, Packan?» fragte der Esel. «Ach», sagte der Hund, «weil ich alt bin und jeden Tag schwächer werde, auch auf der Jagd nicht mehr fort kann, hat mich mein Herr wollen totschiessen, da hab ich Reissaus genommen; aber womit soll ich nun mein Brot verdienen?» – «Weisst du was», sprach der Esel, «ich gehe nach Bremen und werde dort Stadt-Musikant, geh mit und lass dich auch bei der Musik annehmen. Ich spiele die Laute, und du schlägst die Pauken.» Der Hund war's zufrieden, und sie gingen weiter. Es dauerte nicht lange, so sass da eine Katze an dem Weg und machte ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter. «Nun, was ist dir in die Quere gekommen, alter Bartputzer?» sprach der Esel. «Wer kann da lustig sein, wenn's einem an den Kragen geht», antwortete die Katze, «weil ich nun zu Jahren komme,*

*meine Zähne stumpf werden und ich lieber hinter dem Ofen sitze und spinne, als nach Mäusen herumjage, hat mich meine Frau ersäufen wollen; ich habe mich zwar noch fortgemacht; aber nun ist guter Rat teuer: wo soll ich hin?» - «Geh mit uns nach Bremen, du verstehst dich doch auf die Nachtmusik, da kannst du ein Stadtmusikant werden.» Die Katze hielt das für gut und ging mit. Darauf kamen die drei Landesflüchtigen an einem Hof vorbei, da sass der Haushahn auf dem Tor und schrie aus Leibeskräften. «Du schreist einem durch Mark und Bein», sprach der Esel, «was hast du vor?» - «Da hab ich gut Wetter prophezeit», sprach der Hahn, «weil unserer lieben Frauen Tag ist, wo sie dem Christkindlein die Hemdchen gewaschen hat und sie trocknen will; aber weil morgen zum Sonntag Gäste kommen, so hat die Hausfrau doch kein Erbarmen und hat der Köchin gesagt, sie wollte mich morgen in der Suppe essen, und da soll ich mir heut abend den Kopf abschneiden lassen. Nun schrei ich aus vollem Hals, solange ich noch kann.» - «Ei was, du Rotkopf», sagte der Esel, «zieh lieber mit uns fort, wir gehen nach Bremen, etwas Besseres als den Tod findest du überall; du hast eine gute Stimme, und wenn wir zusammen musizieren, so muss es eine Art haben.» Der Hahn liess sich den Vorschlag gefallen, und sie gingen alle viere zusammen fort.*

*Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tag nicht erreichen und kamen abends in einen Wald, wo sie übernachteten wollten. Der Esel und der Hund legten sich unter einen grossen Baum, die*

*Katze und der Hahn machten sich in die Äste, der Hahn aber flog bis in die Spitze, wo es am sichersten für ihn war. Ehe er einschlief, sah er sich noch einmal nach allen vier Winden um, da deuchte ihn, er sähe in der Ferne ein Fünkchen brennen, und rief seinen Gesellen zu, es müsste nicht gar weit ein Haus sein, denn es scheine ein Licht. Sprach der Esel: «So müssen wir uns aufmachen und noch hingehen, denn hier ist die Herberge schlecht.» Der Hund meinte, ein paar Knochen und etwas Fleisch dran täten ihm auch gut. Also machten sie sich auf den Weg nach der Gegend, wo das Licht war, und sahen es bald heller schimmern, und es ward immer grösser, bis sie vor ein hell erleuchtetes Räuberhaus kamen. Der Esel, als der grösste, näherte sich dem Fenster und schaute hinein. «Was siehst du, Grauschimmel?» fragte der Hahn. «Was ich sehe?» antwortete der Esel, «einen gedeckten Tisch mit schönem Essen und Trinken, und Räuber sitzen daran und lassen's sich wohl sein.» - «Das wäre was für uns», sprach der Hahn. «Ja, ja, ach, wären wir da!» sagte der Esel. Da ratschlagten die Tiere, wie sie es anfangen müssten, um die Räuber hinauszujagen, und fanden endlich ein Mittel. Der Esel musste sich mit den Vorderfüssen auf das Fenster stellen, der Hund auf des Esels Rücken springen, die Katze auf den Hund klettern, und endlich flog der Hahn hinauf und setzte sich der Katze auf den Kopf. Wie das geschehen war, fingen sie auf ein Zeichen insgesamt an, ihre Musik zu machen: Der Esel schrie, der Hund bellte, die Katze miaute und der Hahn krächte; dann stürzten sie durch das Fenster*

*in die Stube hinein, dass die Scheiben klirrten. Die Räuber fuhren bei dem entsetzlichen Schrei in die Höhe, meinten nicht anders, als ein Gespenst käme herein, und flohen in grösster Furcht in den Wald hinaus. Nun setzten sich die vier Gesellen an den Tisch, nahmen mit dem Vorlieb, was übriggeblieben war, und assen, als wenn sie vier Wochen hungern sollten.*

*Wie die vier Spielleute fertig waren, löschten sie das Licht aus und suchten eine Schlafstätte, jeder nach seiner Natur und Bequemlichkeit. Der Esel legte sich auf den Mist, der Hund hinter die Türe, die Katze auf den Herd bei der Asche, und der Hahn setzte sich auf den Hahnenbalken: und weil sie müde waren von ihrem langen Weg, schliefen sie auch bald ein.*

*Als Mitternacht vorbei war und die Räuber von weitem sahen, dass kein Licht mehr im Hause brannte, auch alles ruhig schien, sprach der Hauptmann: «Wir hätten uns doch nicht sollen ins Bockshorn jagen lassen», und liess einen hingehen und das Haus untersuchen. Der Abgeschickte fand alles still, ging in die Küche, ein Licht anzuzünden, und weil er die glühenden, feurigen Augen der Katze für lebendige Kohlen ansah, hielt er ein Schwefelhölzchen daran, dass es Feuer fangen sollte. Aber die Katze verstand keinen Spass, sprang ihm ins Gesicht, spie und kratzte. Da erschrak er gewaltig, lief und wollte zur Hintertüre hinaus; aber der Hund, der da lag, sprang auf*



*und biss ihn ins Bein: und als er über den Hof an dem Mist vorbeirannte, gab ihm der Esel noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuss; der Hahn aber, der vom Lärmen aus dem Schlaf geweckt und munter geworden war, rief vom Balken herab: «Kikeriki!» Da lief der Räuber, was er konnte, zu seinem Hauptmann zurück und sprach: «Ach, in dem Haus sitzt eine greuliche Hexe, die hat mich angehaucht und mit ihren langen Fingern mir das Gesicht zerkratzt: und vor der Türe steht ein Mann mit einem Messer, der hat mich ins Bein gestochen: und auf dem Hof liegt ein schwarzes Ungetüm, das hat mit einer Holzkeule auf mich losgeschlagen: und oben auf dem Dache, da sitzt der Richter der rief, bringt mir den Schelm her. Da machte*

*ich, dass ich fortkam.» – Von nun an getrauten sich die Räuber nicht weiter in das Haus, den vier Bremer Musikanten gefiel's aber so wohl darin, dass sie nicht wieder heraus wollten. Und der das zuletzt erzählt hat, dem ist der Mund noch warm.*

Das ist fast das einzige Märchen, das eine genaue Ortsbezeichnung aufweist: Bremen. Ortsangaben und Zeitangaben gehören zu Sagen, aber nicht in die Märchen. Was bedeutet dieses «Bremen»? Als der Esel merkte, dass kein guter Wind wehte, lief er nicht irgend wohin, sondern machte sich auf den Weg nach Bremen, dort, meinte er, könnte er ja Stadtmusikant werden. Das heisst doch: Er ist auf dem Weg nach einer neuen Aufgabe und damit nach einem neuen Daheimsein, nach einer neuen Heimat. Das Märchen unterstreicht damit die Bedeutung der Heimat für einen Menschen. Das hatte für die Brüder Grimm Gewicht, wie wir gehört haben. Sie hatten in ihrer besonders schwierigen Zeit Heimat nötig.

Die Tiere lebten auch in einer schwierigen Zeit: der Esel sollte aus dem Futter geschafft, der Hund totgeschlagen werden, die Katze sollte ersäuft werden, der Hahn in die Suppe kommen. Aber die Tiere ergaben sich nicht: sie wollten als Stadtmusikanten eine Aufgabe übernehmen. Die Brüder Grimm liessen sich nicht in eine Ecke drängen, als sie ein absolut herrschender Fürst ins scheinbare Nichts schickte. Sie

blieben in schwieriger Zeit an der Arbeit und übernahmen, wie wir hören werden, neue Aufgaben.

Die Tiere anerkannten einander in ihrem Anderssein und wurden sozusagen zu einer Familie, in der sie einander halfen, etwa, als sie als lebendige Pyramide durch das Fenster in die Räuberstube einbrachen. Wie schön kommt das Einander-Gelten-Lassen zum Vorschein, als sie nach der Mahlzeit eine Schlafstätte suchten, «jeder nach seiner Natur und Bequemlichkeit», wie es heisst.

So liessen die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm einander gelten und wurden damit zum festen Kern der verzweigten Familie.

#### 4. Der Raum der Wissenschaft.

Jacob und Wilhelm waren in die Fünfzigerjahre gekommen, als sie ihre Stellen an der Universität Göttingen durch ihr Einstehen für die gültige Verfassung von einem Tag auf den andern verloren. In den alten Deutesprüchen zu den Lebensaltern heisst es von den Fünfzigerjahren: «Stillestahn». Das kam für sie auch in den beiden bitteren Jahren, in denen sie auf eine neue Anstellung warten mussten, nicht in Frage. Sie beschlossen, angeregt durch das Interesse des Weidmann Verlages Leipzig/Berlin und dessen Bereitschaft, das Werk

zu übernehmen, ein «Deutsches Wörterbuch» zu schaffen und gingen 1838 an die Arbeit. Sie rechneten mit einem Umfang von sieben Bänden. Der erste Band erschien 1854, also nach 16 Jahren unermüdlicher Arbeit. Jedes Wort war nicht nur mit seiner Herkunft und seinem Weg in die Gegenwart mit allen Veränderungen und allenfalls mit seinen verschiedenen Bedeutungen aufgeführt, sondern mit Zitaten aus den Anfängen der deutschen Literatur bis zu Goethes Werk, (später bis zur Zeit der jeweils erscheinenden Bände). Das liess ahnen, dass ein gewaltiges Unternehmen seinen Anfang nahm. Noch erschienen 1860 und 1862 zwei weitere Bände, verantwortet von den Brüdern Grimm. Nach ihrem Tod blieb die Arbeit am Werk nicht ruhn. Neue Verantwortliche übernahmen die Weiterbearbeitung. Oft ging es rasch aber manchmal auch langsam vorwärts. Fast zu einem Stillstand kam es in den Jahren der beiden Weltkriege. Der letzte, dreiunddreissigste, Band erschien im Jahr 1971, also 133 Jahre nach Beginn der Arbeit durch die Brüder Grimm. Bis heute trägt das Werk zu recht den Titel: «Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm». Es ist ein grossartiges Werk entstanden, für das wir nicht genug dankbar sein können.

Jacob Grimm war vorher schon bekannt geworden durch seine vierbändige «Deutsche Grammatik». Er versuchte darin die germanischen Sprachen als Spracheinheit im Gan-

zen des Indogermanischen darzustellen. Es war also nicht eine Sammlung von Sprachregeln, sondern der Versuch, das Werden und Wachsen der Sprache aufzudecken. Er hatte dabei auch eine Einwirkung auf die verworrenen Politik im Sinn. Das Wunder der gemeinsamen Sprache sollte mithelfen, den Weg zu einem geordneten Staatswesen zu öffnen. – Dem diente auch seine dreibändige «Deutsche Mythologie», in der er die Götterwelt der germanischen Stämme vor der Zeit ihrer Christianisierung zu erhellen suchte. Er hat in der Vorrede dazu geschrieben: «Mir widersteht die hoffärtige Ansicht, das Leben ganzer Jahrhunderte sei durchdrungen gewesen von dumpfer, unerfreuender Barbarei; schon der liebevollen Güte Gottes wäre das entgegen, der allen Zeiten seine Sonne leuchten liess, und den Menschen, wie er sie ausgerüstet hatte mit Gaben des Leibs und der Seele, Bewusstsein einer höheren Lenkung eingoss: in alle, auch die verschrieensten Weltalter wird ein Segen von Glück und Heil gefallen sein, der edelgearteten Völkern ihre Sitte und ihr Recht bewahrte.»

Der wichtigste Beitrag von Wilhelm auf dem Gebiet der Wissenschaft ist «Die Deutsche Heldensage». Und dann ist er der sorgfältige Pfleger der Märchensammlung, der sich hineinfühlen konnte in die urchümliche Sprache dieser poesievollen Zeugnisse der deutschen Sprache.



Was die Brüder Grimm, man kann wohl sagen weltweit bekannt machte, das war ihre Sammlung der «Kinder- und Hausmärchen» in drei Bänden. Die siebente Auflage von 1857 ist die letzte, die Wilhelm, zwei Jahre vor seinem Sterben, betreut hat. Wir alle haben die aus den zweihundert Märchen ausgewählten Märchen in Lese- und Märchenbüchern in zurechtgemachten, veränderten, zeitgemässen Ausgaben kennen gelernt. Den Brüdern war es ein Anliegen, die Märchen möglichst in ihrer unsprünglichen Gestalt zu Gehör zu bekommen. Sie waren darum dankbar, dass sie Märchenerzählerinnen, auch einige Märchenerzähler, fanden, die die Märchen so wie sie sie von Vorfahren gehört hatten, erzählen konnten. Als Vertreter der von ihnen gegründeten Wissenschaft der Germanistik, der deutschen Philologie, stunden sie vor der Frage, wie verlässlich mündliches Tradieren im Vorfeld schriftlicher Fixierung ist. Sie konnten noch nicht profitieren von Forschungsergebnissen, die vor allem an der finnischen Universität in Helsinki im 20. Jahrhundert erarbeitet worden sind. Dort war man neu aufmerksam geworden auf den Berufsstand der Märchenerzähler, wie er im Orient durch die Erzähler der Geschichten von «Tausendundeine Nacht» bis zum heutigen Tag ausgeübt wird. Aber auch in Europa gab es diesen Berufsstand. Etwa in Irland gab es bis in das neunzehnte Jahrhundert Märchenerzähler. Sie zogen im Winter von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus und boten das Märchenerzählen

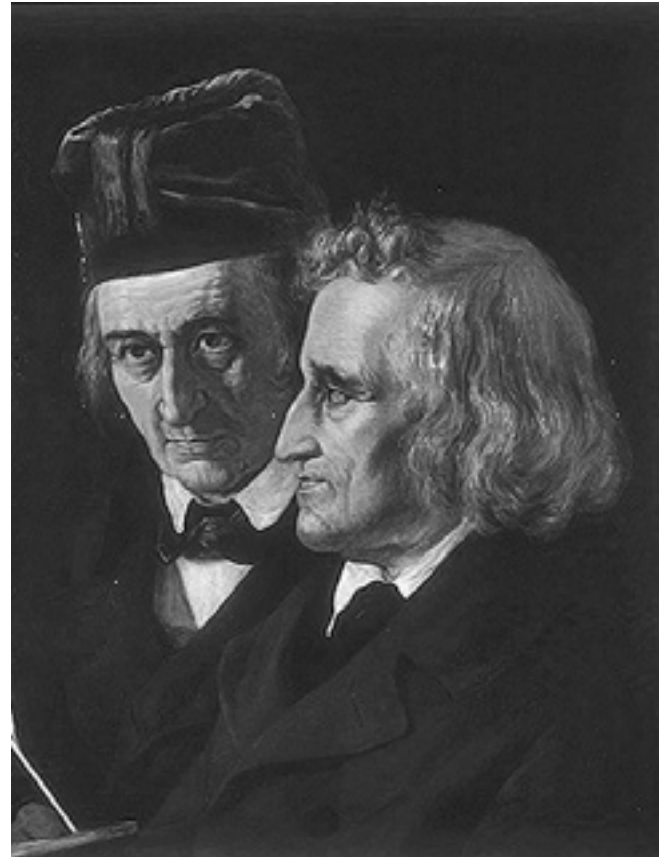
gegen ein bescheidenes Entgelt an. Sie hatten keinerlei Schriften zur Hand, sondern setzten eine mündliche Weitergabe, die bis zu ihnen gekommen war, getreulich fort. Der Lehrling, der sie meist begleitete, bekam keinerlei schriftliches Märchengut in die Hand. Er musste zuhören und noch einmal zuhören und dann das Gehörte weitergeben. Und da zeigte es sich nun, dass dieses Weitergeben nach dem Vorbild des Meisters in grosser Treue geschah, sozusagen mit Komma und Punkt. Es ist von grossem Wert, dass die Brüder Grimm, ohne von diesen Forschungen zu wissen, das Vertrauen in die mündliche Überlieferung hatten. Sie wollten die Märchen als Zeugnisse möglichst früher Zeit kennen lernen und sie so weitergeben. Zu ihrer Zeit geschaffene oder dem Zeitgeschmack angepasste Märchen schieden sie aus. So bleibt ihre Sammlung auch in der heutigen Zeit ein Schatz, dessen Öffnung uns ein Anliegen sein muss. Dazu ruft uns das letzte Märchen, das zweihundertste, auf: «Der goldene Schlüssel»:

*Zur Winterszeit, als einmal ein tiefer Schnee lag, musste ein armer Junge hinausgehen und Holz auf einem Schlitten holen. Wie er es nun zusammengesucht und aufgeladen hatte, wollte er, weil er so erfroren war, noch nicht nach Haus gehen, sondern erst ein Feuer anmachen und sich ein bisschen wärmen. Da scharfte er den Schnee weg, und wie er so den Erdboden aufräumte, fand er einen kleinen goldenen Schlüssel. Nun glaubte er, wo der*

*Schlüssel wäre, musste auch das Schloss dazu sein, grub in der Erde und fand ein eiserenes Kästchen. Wenn der Schlüssel nur passt! dachte er, es sind gewiss kostbare Sachen in dem Kästchen. Er suchte, aber es war kein Schlüsselloch da; endlich entdeckte er eins, aber so klein, dass man es kaum sehen konnte. Er probierte, und der Schlüssel passte glücklich. Da drehte er einmal herum, und nun müssen wir warten, bis er vollends aufgeschlossen und den Deckel aufgemacht hat, dann werden wir erfahren, was für wunderbare Sachen in dem Kästchen lagen.*

Das Kästchen mit dem Schatz der Märchensammlung der Brüder Grimm ist vorhanden und der goldene Schlüssel ist uns gegeben. Wir müssen nicht warten. Drehen wir den Schlüssel und machen wir das Kästchen auf! – immer wieder. Es lohnt sich.

*Wilhelm Carl Grimm.*  
*Jacob Ludwig Carl Grimm*





## Bärndütsch Dialäkt – for you

1. Auflage 2012, 184 Seiten,  
A4, Broschur, h.e.p. Verlag  
ISBN 978-3-03905-590-6,  
CHF 44.00 / € 37,00

Informationen von der In-  
ternetseite des Verlages  
[www.hep-verlag.ch](http://www.hep-verlag.ch).

Die Autorin hat 16 Jahre Berndeutsch unterrichtet und ihre Erkenntnisse in einem vielseitigen Buch (Englisch geschrieben/red.) zusammengefasst. Jedes Kapitel lehnt sich thematisch an alltägliche Situationen an und ist in einen Haupttext, grammatikalische Grundlagen, Dialoge, typische idiomatische Ausdrucksweisen, Spiele, Chansons und Gedichte gegliedert. Ein Glossar mit über 3000 Wörtern unterstützt

das Sprachverständnis. Das Buch ist mit zahlreichen Fotos und Zeichnungen illustriert. Die integrierte CD mit allen Haupttexten ermöglicht eine Vertiefung der mehrheitlich gesprochenen Sprache.

Der Sprachkreis Deutsch hat die Herausgabe dieses Mundartwerks mit einer Geldspende unterstützt.



«Bärndütsch» wendet sich in je einem Band an Deutsch-, Französisch- oder Englischsprachige und trägt damit zum besseren Verständnis des bernischen Dialekts bei.



## Zauberwelt der deutschen Sprache

Geschichte ihres Wortschatzes und seiner Ausstrahlung

Eine unterhaltsame und lehrreiche Sprach- und Kulturgeschichte

Franz Stark

488 Seiten, 15,00 Euro, ISBN 978-3-942409-23-0

Nicht wenige von uns haben zur eigenen Sprache eine Beziehung wie zu einem langjährigen Arbeitskollegen, den wir nicht näher kennen. Man erinnert sich, dass er immer schon da war, in all den Jahren unauffällig und korrekt seine Arbeit erledigte, aber nie durch eine Besonderheit auffiel. Eine «graue Maus». Man arbeitet mit ihm zusammen, aber interessant findet man ihn nicht. Ihm fehlt das Originelle oder Anziehende, das wir an manchen anderen Menschen zu entdecken glauben...

Ähnlich mag es uns mit der eigenen Sprache gehen. Die Eleganz des Italienischen, das Melodische des Französischen, das Modern-Weltläufige des Englischen oder die Musikalität des Russischen vermögen wir am eigenen Idiom nicht zu entdecken. Die eigene Sprache - man verwendet sie eben, macht wie

selbstverständlich von ihrer Präzision und ihrem Wortreichtum, von ihrer Bildhaftigkeit und Kreativität Gebrauch, ohne dabei groß über sie nachzudenken. Auch die Frage, welchen Beitrag sie zur europäischen Kultur geleistet hat, stellt man sich kaum. Dieses Buch lädt ein, sich mit eben diesen Fragen näher zu beschäftigen.

Die «Zauberwelt» wirbt um Sympathie und Respekt für die deutsche Sprache, will Interessantes und Spannendes von ihr berichten und den wenig bekannten Einfluss ihres Wortschatzes auf andere Sprachen herausstellen. Weil viele Deutschsprachige eher zum Gegenteil neigen, wird ganz bewusst und ohne Scheu von den übrigen großen europäischen Kultursprachen das Loblied auf sie als einer «verkannten Schönen» gesungen. Wer sich nur nahe genug mit dieser «Schönen» einlässt, wer mehr über ihre faszinierende Biographie erfährt, der wird sie nicht mehr hinter anderen «verstecken» wollen.

**Aus dem Inhalt:** Was ein Wort erzählen kann; Die germanische Vorgeschichte; Die ersten deutschen Texte; Das Bürgertum als Träger der Sprachentwicklung; Deutscher Wortschatz in europäischen Sprachen; Plädoyer für aktivere Sprachpolitik – und viele weitere spannende und lehrreiche Kapitel

Es treibt der Wind im Winterwalde  
 die Flockenherde wie ein Hirt,  
 und manche Tanne ahnt, wie bald  
 sie fromm und lichterheilig wird,  
 und lauscht hinaus. Den weißen Wegen  
 streckt sie die Zweige hin – bereit,  
 und wehrt dem Wind und wächst entgegen  
 der einen Nacht der Herrlichkeit.

Rainer Maria Rilke 1875 - 1926

## Adventsgedicht

Es treibt der Wind im Winterwalde  
 die Flockenherde wie ein Hirt,  
 und manche Tanne ahnt, wie bald  
 sie fromm und lichterheilig wird,  
 und lauscht hinaus. Den weißen Wegen  
 streckt sie die Zweige hin – bereit,  
 und wehrt dem Wind und wächst entgegen  
 der einen Nacht der Herrlichkeit.

Rainer Maria Rilke 1875 – 1926

Übertragen in die deutsche Kurrentschrift vom  
Obmann der D-K-S, Kurt Kanobel.

## Die SSB stellt sich vor

SCHWEIZERISCHE SPRACHBERATUNG

Jeder, der sich mit Sprache beschäftigt, kennt das: Man spricht, schreibt, tippt... und wird plötzlich unsicher: Heisst es *seit letzten Winter* oder *seit letztem Winter*?

- Kann ich statt *Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter* auch *Mitarbeitende* verwenden?
- Soll ich in einem offiziellen Text lieber *Unterbruch* oder *Unterbrechung* schreiben?

Die Schweizer Sprachberatung beantwortet solche Fragen. Sie hat sich zum Ziel gesetzt, bei allen sprachlichen Zweifelsfällen zu helfen. An den Beispielen zeigt sich: Die Bandbreite der Anfragen ist gross, ihre Vielfalt beeindruckend.

Untergliedert man die Anfragen, so lassen sich unterschiedlich definierte Kategorien herausfiltern. Naheliegender ist eine Einteilung nach sprachlichen Bereichen.

Auf dem Gebiet **Grammatik** erläutert die Sprachberatung z. B., dass es *seit letztem Winter* heisst: Die Präposition *seit* fordert den Dativ und da das Substantiv *Winter* keinen Artikel trägt, kommt die starke Deklination zur An-

wendung. Stünde hingegen vor dem Substantiv ein bestimmter Artikel, würde schwach dekliniert, dann hiesse es *seit dem letzten Winter*. Nicht korrekt ist demnach die in der Umgangssprache nicht seltene Form *seit letzten Winter*, sie geht vermutlich auf eine Vermischung der beiden korrekten Varianten *seit letztem Winter* und *seit dem letzten Winter* zurück.

Zum Bereich **Zeichensetzung** gehören vielfältige Aspekte der Kommasetzung (z. B., dass im Satz *er ging nach Hause, um Wäsche zu waschen* die Infinitivgruppe wegen des *um* durch Komma abgegrenzt wird), aber auch Fragen nach Satzschlusspunkten, Frage- und Ausrufezeichen, Gedankenstrichen und Anführungszeichen.

**Typographie** wird z. B. berührt, wenn es um die Darstellung vielstelliger Zahlen geht: die Gliederung in Dreiergruppen von der letzten Stelle aus, gekennzeichnet durch Leerzeichen (*25 687, 1 449 500*), bei Geldbeträgen die deutliche Markierung durch Punkte (*23.400 Franken*).

Fragen der **Rechtschreibung** betreffen nicht nur Gross- und Klein- sowie Getrennt- und Zusammenschreibung, sondern auch Fälle wie *Public Relation Agentur* oder *Public-Relation-Agentur*. Korrekt ist die Version mit Bindestrich-

chen, denn im Deutschen dürfen Komposita nicht getrennt geschrieben werden. Bei Aneinanderreihungen oder Zusammensetzungen mit Wortgruppen, Ziffern, Einzelbuchstaben oder Abkürzungen ist der Bindestrich Pflicht (*zum Aus-der-Haut-Fahren, 3-Zimmer-Wohnung, D-Dur, CD-Spieler*), unübersichtliche Zusammensetzungen können durch Bindestrich gegliedert werden. Sonst werden Komposita zusammengeschrieben.

Der Bereich **Lexik** deckt u. a. Fragen zur Wortherkunft/Etymologie ab (z. B. dass es *Käse* als *caseus* schon im alten Rom gab), zur Wortbildung (dass man eher *wirbelsäulenschonend* als *wirbelsäuleschonend* sagt – es sich beim unterscheidenden *n* aber nicht um ein Pluralzeichen, sondern um ein Fugenelement handelt), auch Themen der Semantik/Bedeutungslehre und der Synonymie können hier zugeordnet werden (ob bzw. in welchen Kontexten die Ausdrücke *meinen* und *bedeuten* oder *nötig* und *notwendig* austauschbar sind oder dass sich die Bedeutung des Adjektivs *signifikant* in der Allgemeinsprache als ‚charakteristisch, wesentlich, wichtig, bedeutsam, typisch‘ wiedergeben lässt, *signifikant* in der Fachsprache der Statistik hingegen genauer definiert ist, hier beschreibt es grob formuliert einen Zusammenhang, von dem man annehmen kann, dass er nicht zufällig ist).

Es zeigt sich jedoch, dass zwischen den Kategorien Überschneidungen und Abgrenzungsfragen entstehen: Ob ein Anglizismus wie *designen* durch ein Äquivalent (*entwerfen? gestalten? konstruieren? entwickeln?*) ersetzt werden kann, ist sowohl eine semantische Frage als auch eine Frage des **Stils**.

Auch Grammatik und Bedeutungsaspekte begegnen sich, etwa wenn es um die sprachlich-logischen Konsequenzen geht, die sich aus der Stellung der Verneinungspartikel ergeben: dass es einen Unterschied macht, ob man *Ich gebe meiner Schwester das Buch nicht*, *Ich gebe nicht meiner Schwester das Buch* oder *Ich gebe meiner Schwester nicht das Buch* formuliert – oder gar *Nicht ich gebe meiner Schwester das Buch*.

Eine andere Untergliederung der Anfragen hat das Anliegen der Absender im Fokus: Geht es dem einen um eine knappe Auskunft bezüglich falsch oder richtig, z. B. ob man *Karrussell*, *Karusell* oder *Karussell* schreibt (die letztgenannte Variante ist richtig), so möchte die andere eher diskutieren, etwa ob *Ich glaube* als Floskel in der Gegenwartssprache überhandnimmt oder ob die Rechtschreibreform in Sachen Fremdwortschreibung wirklich konsequent ist.

Selbstverständlich spielt hier auch das Hintergrundwissen eine Rolle, ob die Anfragenden vertraut sind mit sprach-

lichen Fachtermini und gerne tiefgründig über Sprache nachdenken oder ob Sprache für sie schlicht Werkzeug des Alltags ist (der Schweizer Sprachberatung sind beide Gruppen gleichermaßen willkommen!).

Äusserst interessant ist schliesslich eine Untergliederung in erstens Anfragen, deren Antworten durch klare Regeln abgedeckt werden, zweitens solche, die bestehende Regeln berühren, aber nur durch Ableitungen erschöpfend beantwortet werden können, und drittens Anfragen, die keine pauschalen Antworten zulassen.

So sind klare Regeln vorhanden für die Frage, ob man *betreffend seinen Bericht* oder *betreffend seines Berichts* formulieren sollte. Das Verb *betreffen* regiert den Akkusativ: *Das betrifft seinen Bericht*. Das Partizip *betreffend*, welches hier wie eine Präposition verwendet wird, zieht demnach ebenso den Akkusativ nach sich, also *betreffend seinen Bericht* – oder *seinen Bericht betreffend*. Lediglich die Präposition *betreffs* fordert den Genitiv: *betreffs seines Berichts*.

Eine einzige richtige Lösung gibt es auch auf die Frage, ob man *er ist beim Fussballspielen* oder *er ist beim Fussball spielen* schreibt: *beim* ist die Verschmelzung aus der Präposition *bei* und dem Artikel *dem*, und am Artikel erkennt man, dass eine

Substantivierung folgt – hier eine mehrteilige Substantivierung, bestehend aus dem Substantiv *Fussball* und dem substantivierten Verb *Spielen*. Mehrteilige Substantivierungen werden im Deutschen gross- und zusammengeschrieben: *beim Fussballspielen, das Holzhacken, zum Mäusemelken*.

Infinitivgruppen müssen in klar definierten Fällen durch Komma abgegrenzt werden, unter anderem wenn sie wie im obigen Fall durch *um* eingeleitet sind oder von einem Substantiv abhängen (*ihre Idee, uns zum Essen einzuladen, war überraschend*). Bei anderen Infinitivgruppen besteht die Regel in der Wahlmöglichkeit eines Kommas: Man kann sowohl *sie versucht, aus diesen Fragen schlau zu werden* als auch *sie versucht aus diesen Fragen schlau zu werden* schreiben (m. E. ist das Komma empfehlenswert, um die Gliederung zu verdeutlichen).

Auch in der Grammatik gibt es Fälle, in denen nicht nur eine Version korrekt ist, etwa beim Genus des bekannten Anglizismus *E-Mail*: *E-Mail* ist im Deutschen entweder Femininum (*die E-Mail*) oder Neutrum (*das E-Mail*), wobei man *das E-Mail* insbesondere in der Schweiz, in Österreich und Süddeutschland verwendet. Es könnte jedoch sein, dass sich mit der Zeit ein Genus verfestigt und irgendwann als das einzig richtige gelten wird.



Dass ein Substantiv zeitweise oder längerfristig nicht auf ein grammatisches Geschlecht festgelegt ist, ist übrigens nichts Ungewöhnliches, man denke an *der/das Joghurt*, *das/der Keks*, *die/das Schorle*.

Ob aber Luise M. E. Schiller zwischen dem *M.* und dem *E.* ein Leerzeichen bekommt, findet man nicht in Rechtschreibregelwerken. Einen Hinweis gibt die DIN 5008: Demnach werden zwei aufeinanderfolgende Abkürzungen mit einem Leerzeichen/Spatium geschrieben, da zwischen den ausgeschriebenen Wörtern ebenfalls ein Leerzeichen steht: *das heisst => d. h.; zum Beispiel => z. B.* Daraus kann man ableiten: *Johann Wolfgang von Goethe => J. W. von Goethe; Luise Maria Emma Schiller => Luise M. E. Schiller*. Eine wohl aus ästhetischen Gründen häufig gewählte Alternative ist die Verwendung eines kleineren Zwischenraums. Die Schreibung mit Leerzeichen ist aber plausibel.

Noch spezieller ist die Frage, ob der Satz: «*Ja!*», *sagte Martin*. «*Was hast du vor?*» in dieser Form korrekt ist. Für dieses Beispiel mit Ausrufezeichen nach dem *Ja* findet sich in gängigen Regelwerken keine klar formulierte Regel. Geregelt ist, dass ein Begleitsatz, der in den angeführten Satz eingeschlossen ist, in paarigem Komma steht, etwa: «*Was*», *sagte Martin*, «*hast du vor?*». Hier ist eindeutig, dass die beiden angeführten Teile

nur zusammen einen Ganzsatz bilden. Im fraglichen Satz sind hingegen die angeführten Teile – schon durch das Ausrufezeichen – deutlich selbständiger. Aus Ableitung der vorhandenen Regeln ist die genannte Version aber begründbar.

Wie oben geschrieben: Es gibt auch Fragen, die keine pauschale Antwort zulassen. Hier zeigt sich ganz besonders die Lebendigkeit der Sprache, die Flexibilität, mit der sprachliche Mittel eingesetzt und der Situation angepasst werden können.

Wir haben unterschiedliche Normen, ob wir in der Umgangssprache reden oder etwas schriftlich fixieren, besonders in offiziellen Schriftstücken.

Dies betrifft z. B. den Satz *Max braucht nicht (zu) kommen*. – *brauchen* ist ursprünglich ein Vollverb, welches mit dem Infinitiv mit *zu* verwendet wird. Mittlerweile nähert sich *brauchen* in dieser Verwendungsart aber immer mehr einem Modalverb an. Wie andere Modalverben (*müssen*, *dürfen*, *können* ...) wird es zunehmend mit einfachem Infinitiv ohne *zu* verwendet. **Im** Mündlichen ist diese Form inzwischen akzeptiert, im Schriftlichen ist (noch) die Form mit *zu* zu empfehlen, also: *Max braucht nicht kommen* (nur gesprochen), *Max braucht nicht zu kommen* (gesprochen und geschrieben).

Sprachwandel ist ebenso erkennbar bei der Deklination zweier attributiver Adjektive, etwa ob es *Jacke aus teurem hellem Leder* oder *Jacke aus teurem hellen Leder* heisst. Nach einer alten Regel wird das zweite Adjektiv schwach flektiert (*teurem hellen*), inzwischen flektiert man eher stark (*teurem hellem*). Der älteren Form begegnet man im Dativ Singular Maskulinum und Neutrum aber immer noch, und manche schätzen sie als stilistisch höherwertig. Hier ist das Sprachempfinden des Sprachverwenders gefragt, die Sprachberatung kann nur Hintergründe erläutern.

Wir passen unsere sprachlichen Mittel aber auch den Rezipienten (dem «Publikum») an. Ob man die Anglizismen *Mobbing* oder *Countdown* gebrauchen darf oder soll, kann nicht pauschal beantwortet werden. Man muss darüber nachdenken, welche Alternativen die Sprache bietet (für *Mobbing*: *Psychoterror*, *Schikane*, *Ausgrenzung*, *Intrige*; für *Countdown* evtl. *Rückwärtszählung*), ob damit die beschriebene Sache erfasst wird und ob das Publikum eher den einen oder den anderen Ausdruck versteht und akzeptiert.

Wir können Schwerpunkte setzen, ob wir spannend, sprachlich attraktiv, eventuell sogar bewusst auffällig formulieren, ob unser Text schlicht wirken soll oder ob

es uns um grösstmögliche sprachliche Korrektheit und das Eingehen auf alle Eventualitäten des Publikums geht. Zwar kann man die maskuline Form *Mitarbeiter* prinzipiell generisch (geschlechtsneutral) verstehen, also *Mitarbeiter als ‚männliche und weibliche Mitarbeiter‘* – dies könnte man durch eine Anmerkung im Text verdeutlichen. Es wird aber häufig gefordert, beide Formen zu nennen, um die weiblichen Personen nicht zu diskriminieren. Möglichkeiten wären *Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter*, *Mitarbeiterinnen/Mitarbeiter*, *Mitarbeiter/-innen* oder *Mitarbeiter(innen)*. Auch der Ausdruck *Mitarbeitende* wird zur Vermeidung einer geschlechtsspezifischen Bezeichnung genutzt.

Und nicht zuletzt passen wir uns bezüglich unserer Herkunft und unseres Gegenübers mit der Sprache an: Mit einem schweizerischen Gesprächspartner können wir bedenkenlos von *Unterbruch*, *pendent* oder *Finken* sprechen. Ob wir das auch schriftlich festhalten, bedarf weiterer Erwägungen: Wollen wir das schweizerische Flair im Text erhalten? Können die Rezipienten diese Wörter verstehen? – Geht es uns überhaupt primär ums Verstehen? Oder, wenn wir für einen (teilweise) bundesdeutschen Leserkreis schreiben: Wollen wir diesem durch *Unterbrechung*, *schwebend* oder *Hausschuhe* entgegenkommen?

**Die Schweizer Sprachberatung findet sich im Netz unter:**

[www.schweizer-sprachberatung.ch](http://www.schweizer-sprachberatung.ch)

Sie gehört zur Gruppe *Freiburger Sprachberatung* unter der Leitung von Professor Dr. Ulrich Knoop, Freiburg. Unterstützt wird sie vom Sprachkreis Deutsch.

Die Beantwortung der Fragen ist kostenlos.

**Literaturhinweise**

- *Wahrig: Richtiges Deutsch leicht gemacht (2009).*
- *Duden: Richtiges und gutes Deutsch (2011).*
- *Beuth-Verlag: Schreib- und Gestaltungsregeln für die Textverarbeitung: Sonderdruck von DIN 5008:2011.*
- *WÖRTERLISTEN DER SOK (Schweizer Orthographische Konferenz) unter [sok.ch](http://sok.ch)*
- *Regeln für das Computerschreiben (2006), Verlag SKV, ISBN 978-3-286-30579-3*

## Netzdienste SKD

Der Sprachkreis Deutsch...

...hat Sprachfreunde in fast 50 Ländern der meisten Kontinente.

...verschickt in unregelmässigen Abständen (drei- bis fünfmal monatlich) seinen Infobrief. Mit diesem Gratisdienst erhalten auch Sie, liebe Leserin, lieber Leser, den Hinweis (zum Anklicken) auf einen neuen Beitrag an unserem Netzstandort. Anmeldung unter *Infobrief abonnieren* auf der Startseite. Ihre Daten geben wir nicht weiter.

...bietet jedermann den Gratisdienst der Sprachberatung an (vgl. Beitrag in diesem Heft). Geben Sie in den Browser ein: [schweizer-sprachberatung.ch](http://schweizer-sprachberatung.ch)

...empfiehlt allen Interessierten in Fragen der sprachrichtigen und einheitlichen deutschen Rechtschreibung die Gratisinformationen der SOK, (Schweizer Orthographische Konferenz). [sok.ch](http://sok.ch)

...bietet jedermann den Gratisdienst der Anglizismen Sprachberatung an. Geben Sie in den Browser ein: [anglizismen-sprachberatung.ch](http://anglizismen-sprachberatung.ch)

## Kritik oder Verriss?

ALFRED REBER

In der «Sonntagszeitung» vom 2. September 2012 verteidigte sich Adolf Muschg gegen eine Rezension seines neusten Romans «Löwenstern», die er als irreführend und verfehlt betrachtete. Das kam bei einzelnen Vertretern der Kritikerzunft nicht gut an. Im «Tagesanzeiger» und im «Bund» erklärte man ihm, «wann Dichter schweigen sollten». Er, Muschg, hätte besser daran getan, die ihm missfallende Rezension stillschweigend zu schlucken, anstatt sich dagegen zu wehren. Der Schriftsteller solle sich grundsätzlich nicht ins Geschäft des Kritikers einmischen.

Anders herum gesagt: Wenn es nach den Kritikern des «Tagesanzeigers» und des «Bund» ginge, wären Literaturkritiker unfehlbare Autoritäten, so etwas wie Päpste im Literaturbetrieb, und ihre Urteile wären untertänigst hinzunehmen. Diese Forderung ist eigentlich so hanebüchen, dass man sie übergehen könnte. Ich erwähne sie bloss, weil ein anderer Schriftsteller für sein neuestes Werk zwei so üble Kritiken einstecken musste, dass er allen Grund hätte, sich öffentlich dagegen zu wehren. Er tut es nicht, weil er Zeit und Kräfte für Besseres einsetzen möchte. Es geht um E. Y.

Meyer und seinen im letzten Sommer bei Stämpfli in Bern erschienenen Roman «Wandlung. Roman zur Jahrtausendwende».

Auf vier der vielen Besprechungen gehe ich näher ein: auf zwei sachliche, dem Buch gerecht werdende Kritiken und auf die zwei Verrisse.

Ich beginne mit der Rezension in der «Neuen Zürcher Zeitung», sie erschien als eine der letzten am 25. Oktober 2012. Die Verfasserin, Béatrice Eichmann-Leutenegger, gab ihr den Titel «Rufer in der Wüste». Das klingt an die bekannte Stelle in den Evangelien an, die das Auftreten des Täufers Johannes ankündigt: «Denn dieser ist's, von dem der Prophet Jesaja gesprochen und gesagt hat: Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste...» (Matth. 3, 3) Mit dieser Anspielung auf Johannes den Täufer wird ein anerkennender Ton angeschlagen. Ähnliches gilt für die folgenden Sätze: «Auch sein neues Buch ‚Wandlung‘ verzichtet auf narrative Lustbarkeiten. Ein Mann wie Meyer schielt nicht auf die Vorgaben des Marktes – er bleibt sich treu.» «Sich selber treu bleiben» ist geradezu ein Markenzeichen von E.Y. Meyer. Auch hier trifft die Rezensentin ins Schwarze, ebenso wenn sie am Schluss Jeremias Gotthelf als «Meyers eigentlichen Wahlverwandten» bezeichnet und beifügt, die For-

mel «Geld und Geist» treffe «einen zentralen Kritikpunkt des Autors». Daneben übt die Rezensentin auch Kritik, vor allem an Meyers Stil: Seine «Staccato-Sätze, ...oft elliptisch verkürzt...» gefallen ihr nicht. Das ist ihr gutes Recht, literarische Kritik darf Lob und Tadel mischen, aber sie soll fair sein und sich um ein sachlich fundiertes Urteil bemühen.

Das trifft nun in keiner Weise zu auf die erste in der Presse erschienene Besprechung in der «Berner Zeitung» vom 2. August 2012; denn die war ein von boshafter Häme durchsetzter Verriss. Das wird schon im Titel deutlich: «E. Y. Meyer liest der Welt die Leviten», und ebenso im fettgedruckten Lead: «Der 65-jährige Berner zelebriert sich darin als zeitkritischen Mahner und Aufklärer». Das ist die Tonlage der ganzen Besprechung; etwas später heisst es, den Titel wiederholend: «Die 263 Seiten nutzt der Berner, um der Menschheit im Allgemeinen und dem 21. Jahrhundert im Speziellen die Leviten zu lesen.» (Nebenbei bemerkt: Der Roman endet mit der Jahrtausendwende.) Oder man wirft ihm vor, er reihe Schlagwörter aneinander, und zitiert dafür Beispiele, die sich verstreut im Roman finden, nämlich auf den Seiten 42, 119 und 186, und schliesst mit der Behauptung: «All dies prasselt in rhythmisierten» stakkaotoartigen Sätzen Seite für Seite auf die Leser nieder.» So wird den Leserinnen und Lesern suggeriert, die ganzen

263 Seiten seien ein einziges Geschimpfe. Kein Wort davon, dass es in diesem Roman (wie übrigens auch in den früheren Werken des Autors) meisterhaft gestaltete Schilderungen gibt, packende Bilder von Landschaften, Örtlichkeiten, Stimmungen, die oft den Hintergrund schaffen zu gerafften, skizzenartigen Erzählungen, so z. B. in Kap. 11 der Anfang der Geschichte rund um Lord Byron, der mit englischen Freunden zusammen den kalten Regensommer 1816 in einer Villa in Cologny bei Genf verbrachte, oder die Schilderung des Creux du Van in Kap. 13.

Am 15. August 2012 erschien eine Rezension im «Bund», der zum gleichen Medienkonzern gehört wie die «Berner Zeitung». Umfangreicher, detaillierter als die Besprechung in der «Berner Zeitung», aber in Tonlage und Inhalt ähnlich, im Titel und im Lead sogar eine Spur aggressiver. «Ich, der Prophet im eigenen Land» lautet der knallige Titel, und der Lead doppelt nach: «Der Dichter als Dauermoralist: Acht Jahre nach dem Gotthelf-Roman ‚Der Ritt‘ legt E.Y. Meyer «Wandlung» vor. In diesem ‚Roman zur Jahrtausendwende‘ wird oft pathetisch doziert und leider kaum sinnlich erzählt.» Das sind Vergröberungen, Übertreibungen, plakative, «süffige» Formeln, wie man sie aus Boulevardblättern kennt. Der Titel ist zudem eine boshafte Unterstellung: E. Y. Meyer erhebt nicht den Anspruch, ein Prophet zu

sein, er versteht sich als Zeitzeuge und Mahner. Im Roman «Wandlung» kommt übrigens das Wort «Prophet» gar nie vor; zweimal erscheint das Adjektiv «prophetisch», einmal auf S. 182, wo es um Jeremias Gotthelfs der Bibel entlehntes Pseudonym geht, und das zweite Mal auf S. 187 im Zusammenhang mit einem Zitat aus Georg Christoph Lichtenbergs Aphorismen.

«Der Dichter als Dauermoralist» – abschliessendes Urteil mit abwertendem Unterton etwa im Sinne von «Nörgler», «Jammerlappen», «Griesgram»... Wie verhält es sich in Wirklichkeit, inwiefern ist E. Y. Meyer «Moralist»? Eine knappe Woche vor der Besprechung im «Bund» erschien am 9. August 2012 in der «Weltwoche», eingebettet in ein farbiges Porträt des Dichters, eine Kritik, die diesen Namen nun wirklich verdient, in die Tiefe lotend, den neuen Roman in Meyers Gesamtwerk und in literargeschichtliche Zusammenhänge einordnend. Verfasser dieser Kritik ist Hubert Spiegel, Feuilletonredaktor an der FAZ, also unabhängig vom Redaktionsteam der «Weltwoche». Über Meyer als Moralisten schreibt er: «Alles Reisserische ist ihm fremd. Er ist ein melancholischer Moralist, kein dröhnender Apokalyptiker, ein Mahner, kein Bussprediger, ein sorgenvoller Beobachter unserer Modernisierungsprozesse und ein Fortschrittsskeptiker, der wie ein guter Buchhalter immer

ein Auge darauf hat, was uns all das kostet, was wir glauben, uns leisten zu müssen. Dabei geht es ihm nicht um Geld: Die Unkosten, die Meyer abwägt, wiegen schwerer und sind mit Gold nicht aufzuwiegen. Es geht ihm um die Schweiz. Und um die Menschheit. Man könnte sagen: E. Y. Meyer ist einer der letzten Apostel der Aufklärung.»

Wer E. Y. Meyer persönlich und sein Werk kennt, wird dieser Charakteristik zustimmen. Meyer ist Gegner eines blinden Fortschrittsglaubens, aber er wünschte sich eine neue, vertiefte, die irrationale Seite des Menschen einbeziehende Aufklärung. Oder, wie H. Spiegel schreibt: «Man könnte E. Y. Meyer also für einen unzeitgemässen Autor halten. Vielleicht ist er das ja. Aber vielleicht war er seiner Zeit auch nur immer um einen halben Schritt voraus. Und vielleicht ist jetzt mit dem neuen Roman der Augenblick gekommen, da seine Zeit ihn eingeholt hat. Dann müsste Meyers «Wandlung» in der Schweiz das Buch der Stunde sein: ein Roman, der aus den Traditionen des Landes schöpft, die globalen Krisen der Gegenwart ins Auge nimmt und von der Sorge um die Zukunft umgetrieben wird.»

Der Rezensent im «Bund» bemängelt die Art und Weise, wie Meyer die «an sich reizvolle Idee» des Clubs umsetzt. Man kann bedauern, dass die am Anfang in knappen, aber

farbigen Kurzporträts vorgestellten 13 Clubmitglieder nicht öfter, als es im Buch geschieht, die Themen ihrer Treffen im Gespräch erörtern. Aber auch in diesem Punkt übertreibt der Rezensent, wenn er behauptet, diese Figuren seien «reine Sprechblasen und brave Stichwortgeber ohne individuelle Konturen», sie blieben «Behauptungen und leblose Marionetten des Autors». In Wirklichkeit verhält es sich so, dass in mehreren Kapiteln entweder das ein Treffen organisierende Clubmitglied oder ein zum Treffen eingeladenes Sachkundiger die andern Mitglieder informiert, dass aber in andern Kapiteln sich sehr wohl Gespräche entwickeln.

Im letzten Kapitel wird ein solches Gespräch wiedergegeben, keines mit vorgegebener «Traktandenliste», sondern ein sich spontan, oft sprunghaft weiter spinnendes, mit aus dem Augenblick geborenen Einwüfen der Clubmitglieder. Dabei fällt auch der Satz: «Man müsste ein neues «Decameron» schreiben. Das kommentiert der Rezensent mit der Bemerkung, wenn «E.Y. Meyer tatsächlich eine Novellensammlung wie bei Boccaccio vorschwebte, dann ist er mit seinem Konglomerat aus Erzählfragmenten, in ihrer Häufung penetranten Maximen und geistesgeschichtlichen Exkursen künstlerisch ziemlich krachend gescheitert». Dem Rezensenten scheint das kleine Wörtlein «neues» entgangen zu sein. Meyer ist viel zu gescheit, um sich im Ernst

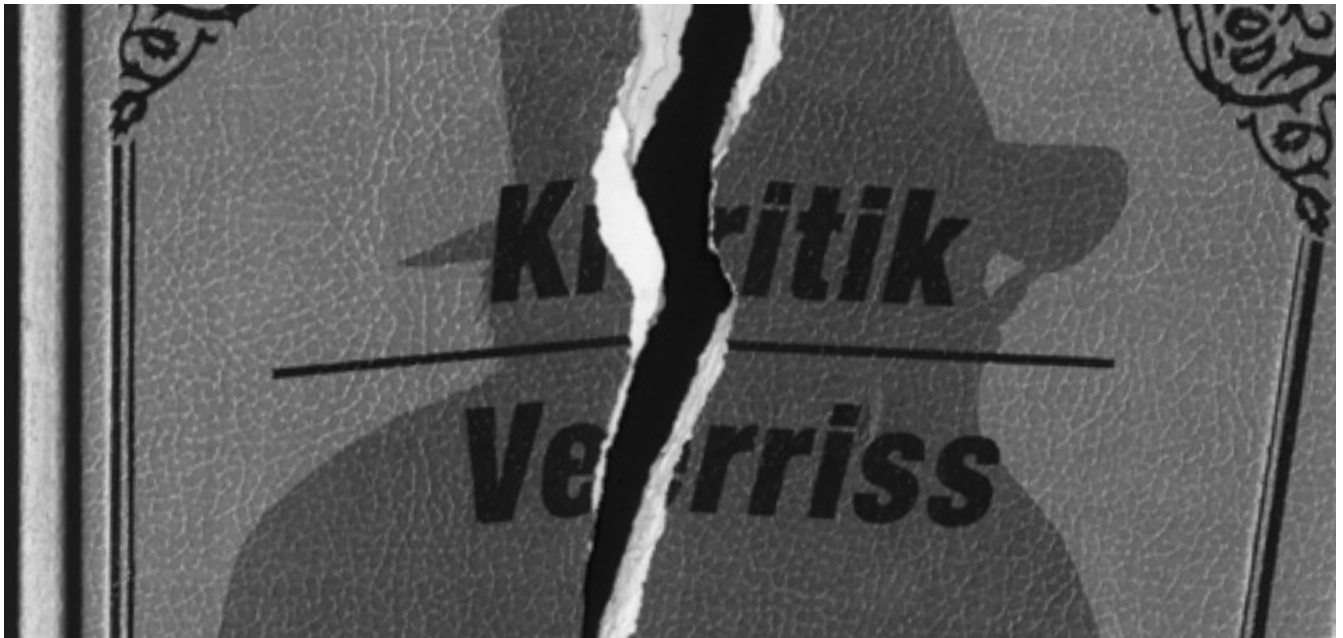
vorzunehmen, eine Art Kopie von Boccaccios Novellensammlung zu schreiben. Er sieht indessen Parallelen zwischen der Situation des ausgehenden Mittelalters, der damals über Europa hinwegziehenden Pestwelle, und Entwicklungen, die sich in unserer Zeit abspielen. Aber indem der Rezensent das Wörtlein «neues» übersieht, kann er seine deftige Pointe «ziemlich krachend gescheitert» anbringen – «gescheitert» hätte eigentlich genügt, das Attribut «krachend» riecht penetrant nach Boulevard.

Die Rezension schliesst, wie sie begonnen hat; der Donnerkeule «Dauermoralist» am Anfang entspricht der Schlusssatz: «Einem solchen Propheten mag man nicht folgen.» («man», nicht etwa bescheidener: «ich».) Mit Verlaub, ich kenne Leute, darunter kompetente Germanisten wie literarisch interessierte «Laien», die das Buch positiv beurteilen, sogar davon begeistert sind. Der Rezensent erhebt den Anspruch, das abschliessende, allgemeingültige Urteil zu sprechen; obendrein reicht er seinen Text, zwar gekürzt, aber in Ton und Inhalt wenig verändert, dem «Tagesanzeiger» weiter, so dass sein Verriss auch im Raum Zürich bekannt wird.

Man könnte solche Verrisse stillschweigend übergehen im Wissen darum, dass sie rasch vergessen werden; oder man

könnte direkt und derb reagieren wie seinerzeit der Komponist Max Reger; er schrieb einem Münchner Kritiker, der eines seiner Werke in Grund und Boden verrissen hatte, das folgende Brieflein: «Sehr geehrter Herr! Ich sitze hier im kleinsten Raum meines Hauses und lese Ihre Kritik. Noch

habe ich sie vor mir... Hochachtungsvoll: Max Reger.» Hie und da indessen sollte wieder klargestellt werden, was das Geschäft der Literaturkritik wäre: Nicht Selbstdarstellung des Kritikers auf Kosten des Autors, sondern faire, sachlich begründete Charakterisierung eines Textes.





## Die Mundart auf dem Rückzug?!

(MITTEILUNGEN NR. 1+2/2012)

Der kurze Artikel auf Seite 31 der letzten Mitteilungen hat mich bewegt, die «Sünden» meiner Umgebung (und z. T. meine eigenen!) unter die Lupe zu nehmen. Sie betreffen natürlich den Basler Dialekt. Die Frage: «Da ist einmal nicht das Fernsehen allein schuld, oder?», ist berechtigt. Schuld ist z. T. auch der Deutschunterricht in der Primarschule, dem nicht mit einem Dialektunterricht gegengesteuert wird. Ein Beispiel: Im Basler Dialekt gibt es das Wort «lernen» nicht, sondern nur «lehren». Dr Leerer leert und dr Schieler leert au. Nun kommt der Erstklässler ganz stolz nach Hause. Seit heute weiss er es besser als seine Eltern. «Mir hänn glernt...».

Betrachte ich meine eigene Sprachpraxis, so muss ich zugeben: Ich sündige viel. Sehr oft verwende ich heute den schriftsprachlichen Ausdruck, wo für mich in meiner Jugendzeit der baseldeutsche selbstverständlich war. Ob das damit zu tun hat, dass ich als Leseratte mein Leben lang unter dem Einfluss der Schriftsprache gestanden habe? Nicht nur!

Das mit dem Zwang zur Standardsprache schon in der Primarschule führt bisweilen zu lächerlichen Situationen. So

ist einem Lehrer aus Giswil Folgendes widerfahren: Er begegnet am Wochenende im Dorf einem seiner Schüler in Begleitung von dessen Mutter. Der Schüler begrüsst ihn: Herr..., wie geht es Ihnen? Die Mutter fragt: weshalb sprichst Du mit Herrn... Schriftdeutsch? – Die Gleichung des Schülers ist natürlich einfach: Lehrer = Schule = Schriftdeutsch.

Doch nun zurück zu Basel. – Die folgende Liste zeigt links die vom Schriftdeutschen beeinflusste Wortwahl (die heute schon mehrheitlich zum Alltag gehört) und rechts die korrekte Basler Variante.

<b>Pfärd</b>	Ross
<b>Butter</b>	Angge
<b>Kuss</b>	Schmutz
<b>Mund</b>	Muul
<b>Schrangg</b>	Kaschte
<b>Kielschrangg</b>	Yyskaschte
<b>Bonbon</b>	Dääfeli
<b>Schleife</b>	Lätsch
<b>Papyrsagg</b>	Gugge
<b>Dräppe</b>	Stääge
<b>Wiise</b>	Matte
<b>Pfütze</b>	Lache
<b>Gedräng</b>	Druggede

<b>Düürglingge</b>	Düürfalle	<b>jene Maa</b>	sälle Maa
<b>Pflasterstai</b>	Bsetzistai	<b>y woon in Aarau</b>	y woon z Aarau
<b>Scheisse</b>	Schyssdrägg	<b>y faar nach Bäärn</b>	y faar uff Bäärn
<b>Bubbe, Bubby (Puppe)</b>	Ditty	<b>Du willsch ...</b>	Du wottsch ....
<b>Vergehe</b>	Vergoo	<b>Y stand</b>	Y stoo
<b>Kamin</b>	Kemmi	<b>wenn du riefsch,</b>	wenn du riefsch,
<b>Spiegelei</b>	Stierenaug	<b>denn kumm y</b>	no kumm y
<b>Stroo</b>	Strau	<b>dr Maa, mit däm y furt bi</b>	dr Maa, won y mit em furt bi (Relativsatz immer mit «wo»)
<b>Begger</b>	Begg	<b>uffbewaare</b>	uffbhalte
<b>Holunder</b>	Holder	<b>bezaale</b>	zaale
<b>Kaschtanie</b>	Keschtene	<b>schlüpfe</b>	schliefe
<b>Büschel</b>	Buschle	<b>gratze</b>	grääble
<b>Rande</b>	Raane	<b>bagge</b>	bache
<b>Stämpel</b>	Stämpfel	<b>flüschtere</b>	lyysle
<b>Zentymeter</b>	Santymeter	<b>sich erinnere</b>	sich bsinne
<b>Arbeiterin</b>	Arbeitere	<b>bedrachte</b>	aaluege
<b>Leererin</b>	Leerere	<b>öffne</b>	uffmache
<b>dr Ryys</b>	s Ryys (sächl.)	<b>schliesse</b>	zuemache
<b>d Bangg (Sitzbank)</b>	dr Bangg (männl.)	<b>aazie (Kleider)</b>	aaleege
<b>myny Muetter</b>	my Muetter	<b>umzie (Kleider)</b>	anderscht aaleege
<b>dyny, syny</b>	dy, sy	<b>häärego, hiigo</b>	aanego
<b>dr Grossy Root</b>	dr Gross Root	<b>boschte</b>	Kommissione mache
<b>dr Wildy Maa</b>	dr Wild Maa	<b>kumm do hii</b>	kumm do aane
<b>s guety Broot</b>	s guet Broot	<b>erschregge</b>	verschregge
<b>s schwarzy Dress</b>	s schwarze Dress		

<b>erschiesse</b>	verschiesse
<b>richtig</b>	rächt
<b>falsch</b>	lätz
<b>soo</b>	dääwääg
<b>immer</b>	allewyl
<b>immer no</b>	alls no
<b>immer mee</b>	alls wie mee
<b>nur</b>	numme
<b>suscht</b>	sunscht
<b>drotzdäm</b>	ainewääg
<b>damit</b>	mit däm, dodrmit
<b>blötzlich</b>	uff aimol
<b>mitte drinn</b>	zmitts drinn
<b>oonehi, sowieso</b>	ainewääg
<b>zum vornherein</b>	zem voorus, vooruus
<b>im nachhinein</b>	hindedryy
<b>uff die Aart</b>	dääwääg
<b>jemand</b>	öbber
<b>soeebe</b>	grad
<b>deshalb</b>	wägedämm, drum, durum
<b>ainigy</b>	e baar
<b>dermaasse</b>	däwääg
<b>damals</b>	sällmool, sälly Zyt
<b>naggt</b>	blutt
<b>wool</b>	ächt, allwäg

<b>nirgends</b>	niene
<b>nüchtern</b>	niechter
<b>aigenaartrig, sältsam</b>	gspässig
<b>hinterhältig</b>	faltsch
<b>verarscht</b>	versegglet

Die Sprachbeispiele sind nicht ausschliesslich auf meinem Mist gewachsen. Ehre, wem Ehre gebührt! Vor neun Jahren habe ich einen «Baseldytsch-Kurs» beim Dialektpapst Dr. Carl Miville-Seiler (ehemaliger National- und Ständerat) besucht. Einiges habe ich jetzt aus meinen damaligen Unterlagen übernehmen können. Ich kenne Herrn Miville von der «Baseldytsche», dem Basler Dialekttheater, her. Er steht ihr als Sprachberater zur Verfügung.

Das heutige Baseldeutsch entspricht nicht mehr Carl Mevilles Dialekt. Herr Miville spricht (und lehrt!) noch das «Baseldytsch» vom «Daig», wobei er dem heutigen Sprachgebrauch gegenüber aufgeschlossen ist. Heute sagt man z.B. Dütsch statt Dytsch, Fründin statt Frindin und exgüusy statt exgyysy. Ich weiss nicht, ob meine Ausführungen von Nutzen sind. Mir hat es auf alle Fälle Spass gemacht, den Sprachkurs gewissermassen zu wiederholen und mich erneut auf Vordermann zu bringen.

M.Hohler, 20. August 2011

**Sprachkreis Deutsch SKD** [www.sprachkreis-deutsch.ch](http://www.sprachkreis-deutsch.ch)  
**Schweizer Orthographische Konferenz SOK** [www.sok.ch](http://www.sok.ch)  
**Schweizer Sprachberatung SSB** [www.schweizer-sprachberatung.ch](http://www.schweizer-sprachberatung.ch)  
**Neu: Schweizer Anglizismen Sprachberatung** [www.anglizismen-sprachberatung.ch](http://www.anglizismen-sprachberatung.ch)  
Auskunft unter [info@anglizismen-sprachberatung.ch](mailto:info@anglizismen-sprachberatung.ch)